

ABSTRACTS

„Paare und Ungleichheit(en) – Eine Verhältnisbestimmung“ Tagung der Sektion „Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse“ in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie am Wissenschaftszentrum Berlin (WZB), Freitag, 28. und Samstag, 29. Oktober 2011

Freitag, 28. Oktober 2011

Panel: Ungleichheit, Paare und Familie

Stefan Hirschauer

Paarbeziehung und Geschlechts(un)gleichheit. Über die Unterscheidung von Geschlechtern und Sexualitäten

Eine der Befangenheiten der Soziologie im Umgang mit der Geschlechterdifferenz besteht darin, dass deren Vollzug im Gegenstandsbereich dem Fach eine äußerst bequeme, weil entscheidungsfreie Handhabung einer „unabhängigen Variable“ spendiert. Das Finden von „Geschlechtsunterschieden“ gehört zum Programm einer Beobachtung mit dieser Unterscheidung. Aber die geschlechtliche Ungleichheit von Personen ist konstitutiv für das, was landläufig als „Paar“ untersucht wird. Und eine Exotisierung geschlechtsgleicher Paarbeziehungen verstellt der Soziologie den Blick dafür, was an dyadischem Geschehen überhaupt auf Geschlecht zuzurechnen ist und was nicht, mehr noch: Es verstellt den Blick auf das Geschlecht als Zurechnungsmechanismus par excellence.

Der Vortrag verfolgt ein systematisches und ein zeitdiagnostisches Interesse. Das systematische: Wie ist der Zusammenhang von Zweisamkeit und Zweigeschlechtlichkeit? Was hat das paarige Auftreten von Menschen mit ihrer kulturellen Teilung in zwei Geschlechtsklassen zu tun? Und warum ‚Homo‘ und ‚Hetero‘ und nicht (analog zur Ernährung) Androphilie und Gynophilie? Das heterosexuelle Paar ist zweifellos eine zentrale Institution in der Reproduktion der Geschlechterdifferenz. Aber wie? (1) Es ist jene Einrichtung, die das Unterschiedene wieder zu einer sozialen Einheit zusammenfügt. Eine elementare Vergemeinschaftungsdemonstration: Das klassifikatorisch Geteilte gehört unbedingt zusammen. (2) Es bildet sich ganz entgegen den ‚Homogamie‘-Befunden der Sozialstrukturanalyse auf Basis einer fundamentalen Heterogamie. Erstaunlich daran: dass Gesellschaften bevorzugt die Personen in sexuellen Kontakt und langfristige Beziehungen bringen, die ihr Begehren wechselseitig nicht verstehen. (3) Es offeriert auf der Basis von Attraktivitätsnormen (Größen- Alters- und Einkommensvorsprünge der männlichen Seite) Chancen der Differenzverstärkung. (4) Und dies endlos: Jede Verhaltensbesonderheit und jede Andeutung einer Spezialisierung kann mit geschlechtlichem Sinn versehen werden und den beiden Enden der Paarbeziehung als ‚Geschlechtseigenart‘ zugerechnet werden. Das Paar ist eine hervorragende kulturelle Vergleichsgelegenheit, jenseits abstrakter Statistiken gesellschaftliche Ungleichheit überhaupt zur Darstellung zu bringen.

Das zeitdiagnostische Interesse: Wie wird die Gleichheitsforderung in geschlechtsungleichen Dyaden im 21. Jh. bearbeitet, ohne das für sie konstitutive Paradox anzutasten, dass der Satz „Frauen und Männer sind gleich“ mit einer Unterscheidung beginnt? Ohne also fragen zu müssen, was eigentlich noch „hetero“ an einem geschlechtsungleichen Paar ist, wenn Männer und Frauen in allen möglichen Hinsichten endlich gleich sein sollen? Die Antwort ist zweiteilig: zum einen durch die visuelle Dauerbeschwörung des Erregungspotenzials bekannter anatomischer Tatsachen in der Pornografie, zum anderen durch die hartnäckige alltägliche Verteidigung und aufgeregte politische Dauerthematizierung der vielen anderen Ungleichheiten in diesen Paarbeziehungen.

Und wie steht's um geschlechtsgleiche Beziehungen? Hier ist zunächst zu klären, ob Menschen, die für einen Beobachter in solchen Beziehungen leben, es auch für sich selbst tun. Manche angeblich „homosexuelle“ Beziehung muss wohl als eine Partnerwahl gesehen werden, die auf der Linie romantischer Liebe von Geschlecht absieht und dann erst durch einen Blick von außen genderisiert und sexualisiert wird. Im Maße der gesellschaftlichen Deregulierung der Partnerwahl, d.h. des Desinteresses am sexuellen Interesse löst sich die Homosexualität in geschlechtsgleiche Beziehungen auf. Kurz: Geschlechtsgleiche und –ungleiche Beziehungen machen eine komplementäre Bewegung aufeinander

zu: geschlechtsungleiche Paarungen haben ein Sinnproblem und heterosexualisieren sich via Pornografie und Ungleichheitslamento; geschlechtsgleiche Paare dürfen asexueller und ‚romantischer‘ werden, also Beziehungssinn pflegen, und sich individualisieren, d.h. die Frage nach ihrer Geschlechtskomposition ignorieren.

Martin Diewald, Tobias Graf, Stefanie Hoherz, Sebastian Böhm

Anpassungsstrategien von Paaren als Reaktion auf berufliche Anforderungen

Die Vereinbarkeitsprobleme bei der Abstimmung zwischen beruflichen und privaten Beteiligungswünschen sowie beruflichen und privaten Anforderungen dürften eine wesentliche Triebkraft der sozialstrukturellen Veränderungen in beiden Lebensbereichen sein. Die Forschung zum Work-Life Interface -, analysiert diese Prozesse häufig nur auf der Individualebene, wobei zumeist lediglich im Querschnitt ein spezifischer Zeitpunkt innerhalb eines Lebensabschnittes betrachtet wird. Die wenigen vorhandenen Längsschnitt-Untersuchungen konzentrierten sich auf Arbeitsmarktunsicherheiten und deren Auswirkungen auf das Fertilitäts-, Heirats- oder Scheidungsverhalten von Personen. Unser Beitrag analysiert hingegen als wesentlichen Zwischenschritt solcher Auswirkungen, wie sich Frauen und Männer innerhalb von Partnerschaften an veränderte Arbeitsbedingungen anpassen, und welche Rückwirkungen diese Prozesse auf die Partnerschaften selbst haben. Wir sehen darin eine wichtige Erweiterung eines rein ereignisorientierten Linked-Lives-Konzepts. Vor diesem Hintergrund betrachten wir das Ausmaß der Erwerbsbeteiligung beider Partner sowie die Arbeitsteilung innerhalb des Haushaltes und deren Veränderung über die Zeit. Da sich die Einbindung in die Bereiche Erwerbsarbeit und Privatleben in verschiedenen Lebensabschnitten unterscheidet, sind Analysen notwendig, die ein differenziertes dynamisches und überschneidendes Wesen von Arbeits- und Familienrollen berücksichtigen und zudem nach Lebensabschnitten differenzieren. Dafür analysieren wir die Auswirkungen der Arbeitsbedingungen und die Anpassungen an diese innerhalb der Partnerschaft in verschiedenen Lebensabschnitten auf drei Ebenen: Erstens untersuchen wir den subjektiv empfundenen Work-Family Conflict beider Partner. Zweitens folgt eine Analyse wahrgenommener partnerschaftsinterner Konflikte sowie drittens faktischer Trennungen einer Partnerschaft. Somit wird es möglich, für eine Reihe von Arbeitsbedingungen und die Anpassungsstrategie einer Ausweitung oder Einschränkung der Erwerbsarbeit beider Partner zu untersuchen, inwiefern sie in gleicher oder unterschiedlicher Weise Partnerschaftsqualität und –stabilität beeinflussen.

Für die Analysen verwenden wir die Längsschnittdaten des SOEP und identifizieren Paare über einen Partnerzeiger. Darüber hinaus verwenden wir Daten des DFG-Projekts „Beschäftigungsverhältnisse als sozialer Tausch“ (BEATA), die sehr detaillierte Informationen zu den Wechselwirkungen zwischen Partnerschaft und Erwerbsarbeit auf Partnerschaftsebene enthält.

Katharina Miko, Karin Sardadvar

Wo Familie aufhört und das Paar anfängt: Ein Beitrag zur Beziehung zwischen dem Paar- und dem Familienkonzept

Der Familienbegriff ist in jüngerer Zeit wiederholt in Zweifel gezogen, mit Alternativvorschlägen bedacht und verabschiedet worden. So wurde in der angloamerikanischen Literatur unter anderem angeregt, statt nach der Familie nach „Intimacy und Care“ zu fragen (vgl. Roseneil/Budgeon 2004), einen Fokus auf Freundschaftsfamilien zu setzen (vgl. Budgeon 2006), sich verstärkt den selbstgewählten „Families of Choice“ zuzuwenden (vgl. Weston 1991), oder den Plural „families“ zu verwenden, um der Vielfalt empirischer Realitäten gerecht zu werden (vgl. Stacey 1996).

In der deutschsprachigen Diskussion hat insbesondere Karl Lenz (2003a) die vielfältigen konzeptuellen und ideologischen Probleme des Familienbegriffs gesammelt und aufgezeigt. Während an manchen Schauplätzen der Soziologie unbeeindruckt an einem traditionell konnotierten Familienbegriff festgehalten wird, ist anderswo eine Hinwendung zur Soziologie der Zweierbeziehung bzw. des Paares erfolgt (vgl. insbes. Lenz 2003b, 2006; Burkart/Koppetsch 2001).

Die empirische Realität freilich hält sich nicht an sozialwissenschaftliche Begriffsbestimmungen und Grenzen zwischen Bindestrich-Soziologien. Die Konzepte „Partnerschaft“ und „Familie“ können einander in lebensweltlichen Deutungen überlappen, ergänzen oder widersprechen. Der Vortrag versucht der Beziehung zwischen Paar- und Familienkonzept in Deutungen der Lebenswelt des Alltags anhand von ausgewähltem empirischem Material nachzugehen. Vor diesem Hintergrund soll ein weiterer Beitrag zur Begriffsbestimmung des „Paares“ und der „Familie“ in der Soziologie geleistet werden.

Auf Basis zweier qualitativer Studien zu spezifischen Paar- und Familienkonstellationen (Stieffamilien, gleichgeschlechtliche Paare und späte Elternschaft) – den Dissertationen der beiden Autorinnen – wird nachgezeichnet, wie Familienleben und Partnerschaft von Gesellschaftsmitgliedern im Alltagswissen auf unterschiedlichste Weise in Bezug gesetzt werden (vgl. Miko 2007; Sardadvar 2010). Die empirischen Ergebnisse zeigen unter anderem, dass ein Kinderwunsch als gänzlich unabhängig von einer Partnerschaft umsetzbar gedeutet werden kann, indem der Übergang zur Elternschaft etwa abseits einer Beziehung oder aber als Einzelperson innerhalb einer bestehenden Partnerschaft vorstellbar ist. Weiters wird sichtbar, dass Elternschaft und eine „gescheiterte“ Partnerschaft auch nach einer Trennung als Paar erlebt werden können und der Begriff „Trennung“ dabei durch die empirische Realität brüchig wird. Partnerschaft, Sexualität, Kinderwunsch etwa werden in der Paarbeziehung jenseits von wissenschaftlichen Kategorien und klaren Einteilungen ausgehandelt – eine Herausforderung für die empirische Arbeit und deren Rückbindung an die Theorie.

Die Vortragenden wollen anhand der Benennung von impliziten Eckpfeilern des vorherrschenden Familienbegriffs (sexuelle Orientierung, Exklusivität der gemeinsamen Sexualität, biologische Verwandtschaft, sexuelle Beziehung, Haushalt; vgl. Miko 2007, 2008) latente Inhalte des Familien- und des Paarbegriffes herausarbeiten und zueinander in Beziehung setzen, und damit zu einer Schärfung der beiden Konzepte „Paar“ und „Familie“ – und ihrer wechselseitigen Bezüge – beitragen.

Samstag, 29. Oktober

Panel: Soziale und räumliche Mobilität

Melanie Böwing- Schmalenbrock

Die vermeintliche Egalität des Reichtums: Wie Paare reich werden

Reichtum entsteht primär durch hohe Erwerbseinkommen und Erbschaften. In dem Zugang zu beidem wie auch in ihrer Verteilung drücken sich Ungleichheiten aus, die sich nicht nur zwischen, sondern auch innerhalb von Haushalten manifestieren. Paarbeziehungen sind ein sozialer Ort, an dem sich diese ungleichen Chancen bei der Reichtumsgenese offenbaren. Sie zeigen sich sowohl im Vergleich verschiedener Paare als auch in innerpartnerschaftlichen Geschlechterdifferenzen.

In dem Vortrag werden zwei Aspekte der Reichtumsgenese von Paaren untersucht: Erstens steht die Frage im Vordergrund, inwiefern die Vermögensbildung überhaupt eine Angelegenheit von Paaren ist (z.B. von Doppelkarriere-Paaren) oder ob Reichtum letzten Endes nur von einer Person erzielt wird („single-breadwinner“-Modell). Es wird aufgezeigt, wie der Vermögensaufbau von Partnern ineinandergreift, dass es aber auf dem Weg zum Reichtum nicht unbedingt erforderlich und auch nicht zwingend vorteilhaft ist, wenn zwei Personen gemeinsam aktiv Vermögen aufbauen. Zweitens liegt der Fokus auf den (Un-)Gleichheiten zwischen Männern und Frauen im Prozess der Reichtumsgenese. So zeigen auf der einen Seite die ungleichen Arbeitsmarktchancen von Frauen und Männern sowie die Mechanismen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung von Paaren ihre Wirkung. Auf der anderen Seite lässt sich bei reichen Paaren im Vergleich zur Mittelschicht eine ausgeprägte Egalität zwischen den Geschlechtern feststellen, die sich beispielsweise in der Bildungs- und Erwerbsbeteiligung und auch bei Erbschaftsprozessen ausdrückt. Wie stark wird die Entstehung von Reichtum also tatsächlich von Männern dominiert und welche Rolle nehmen Frauen bei der Reichtumsgenese ein? Es werden empirische Befunde zur Reichtumsgenese von etwa 300 Paaren präsentiert, die zu den reichsten ca. 1,5 Prozent der deutschen Haushalte gehören und über ein durchschnittliches Vermögen von 2,4 Millionen Euro verfügen. Datengrundlage ist die quantitative Studie „Vermögen in Deutschland“ (ViD), die 2009 unter der Leitung von Prof. Dr. Wolfgang Lauterbach und Melanie Böwing-Schmalenbrock durchgeführt wurde. Um die Besonderheiten reicher Paare herauszustellen, werden die Analysen mit ViD um Vergleichsanalysen mit dem SOEP ergänzt, die sich auf Paare aus der Mittelschicht konzentrieren.

Natascha Nisic, Silvia Melzer

Explaining puzzling effects of household migration: Why do East German women lose and West German women gain.

The migration of couples has received constant attention in the field of mobility research. On the one hand this was motivated by changing mobility patterns and the relevance of regional mobility for explaining

labour market outcomes and the social mobility of individuals. On the other hand the analysis of couples' migration behavior contributes significantly to understanding household decision-making and partnership processes in general. This study adds to both strands of research by comparing the migration of couples in East and West Germany. Theoretically this is especially fruitful because historical and regional differences between East and West Germany offer a quasi- experimental setting within a set of institutional similarities. Deriving from a bargaining model of household decisions, we investigate both the determinants and the labour market effects of household moves of East and West German couples, using the longitudinal structure of the Socio- Economic Panel Study (SOEP), waves 1992 to 2007.

The starting point of our analysis is a series of empirical results that give some puzzling new evidence on the consequences of mobility for German couples. While the vast majority of previous research has concluded that for partnered women residential relocation imposes severe disadvantages in terms of their economic situation and career, current results for West German women indicate a quite different picture. Contrary to earlier findings, West German women are now found to profit significantly from a household move, whereas East German women still lose. When accounting for the negative effects of migration authors usually refer to either gender-role theories or economic models of utility-maximizing in the household. While gender role approaches stress the weaker employment attachment of women due to gender-specific socialization, microeconomic family theory emphasizes women's prevalence as secondary earners playing a subordinated role in job- related mobility decisions of the household. However, when looking at the new evidence both explanation do not hold, as the employment structure and career attachment of East and West German couples is exactly opposite to the implication of the empirical results. Although East German women earn higher income and have stronger employment attachment than West German women, they seem not to be able to direct moves to the advancement of their own career. The currently found empirical pattern obviously contradicts the theoretical predictions. The explanation problem becomes even more virulent, when taking into account further empirical evidence on East-West German migration, which indicates that especially East German women have strong migration incentives and that single female migrants from East Germany have the largest income gains from moving.

Thus the questions that arises is, what is the mechanism that turns the positive migration prospects of East German women into a detrimental situation once they become a couple, while for West German partnered women this is not the case. We argue that for understanding this patterns one has to take into account the decision process in the household in interaction with regional opportunities and the household structure. By theoretically and empirically analyzing both the determinants and consequences of migration in the household context, we can explain the mobility and outcome patterns for Germany. Moreover we discuss general implications of the results for Western societies.

Stefanie Kley

Pendelmobilität als Trennungsrisiko

In Zeiten zunehmender Flexibilisierung der Arbeitsmärkte scheint das Pendeln zur Arbeit in Deutschland wie in anderen modernen Gesellschaften immer stärkere Verbreitung zu finden. Die Konsequenzen „multilokaler“ Alltagsarrangements für Paare sind nach wie vor relativ wenig erforscht, was vor allem damit zusammenhängen mag, dass „Multilokalität“ aufwendig zu messen ist, und die gegenseitigen Einflüsse von Lebensereignissen und Mobilität schwierig zu analysieren sind. Der vorliegende Beitrag stellt die Frage: Erhöht das (Fern-)Pendeln zwischen Wohn- und Arbeitsort das Trennungsrisiko von Paaren? Dieser Frage wird in einer längsschnittlichen Betrachtung unter Berücksichtigung einer Reihe von bekannten Trennungs- bzw. Scheidungsprädiktoren nachgegangen, wobei eine evtl. Pendelmobilität der/des Befragten und ihres Partners bzw. seiner Partnerin berücksichtigt wird.

In der Scheidungsforschung sind mikro-theoretisch basierte Erklärungsansätze prominent, die von Aushandlungsprozessen innerhalb der Partnerschaft ausgehen. Bei dieser Aushandlung haben Männer und Frauen oft unterschiedliche Anreize, die Partnerschaft aufrechtzuerhalten bzw. zu lösen. Zu berücksichtigen sind hierbei auch die strukturelle Einbettung des Paares, z.B. in Arbeitsmärkte, und kulturelle Komponenten, wie Geschlechterrollen. Die Bandbreite möglicher Einflüsse stellt eine große Herausforderung für die empirische Forschung dar, die mit allgemein verfügbaren Datensätzen kaum zu bewältigen ist. In den letzten Jahren richtet sich die Aufmerksamkeit der Forschung außerdem zunehmend (auch) auf unverheiratete Paare, die bei dieser Frage kaum vernachlässigt werden können, hält man sich zum Beispiel den wachsenden Anteil außerehelicher Geburten in Deutschland vor Augen. Aus der räumlichen Mobilitätsforschung wissen wir, dass das Pendeln zur Arbeit häufig die persönlichen

Ressourcen in Form von Zeit, Geld und auch Gesundheit angreift, zumindest wenn eine bestimmte Distanz überschritten wird. Es ist auch bekannt, dass negative Erfahrungen mit und Einstellungen gegenüber dem Pendeln unter Frauen weiter verbreitet sind als unter Männern, insbesondere wenn Kinder im Haushalt leben. Deshalb scheint es angebracht, die Einflüsse von eigener Pendelmobilität und jener des Partners jeweils geschlechtsspezifisch zu analysieren.

Die Daten stammen aus der Panelstudie „Migrationsentscheidungen im Lebensverlauf“, einer überwiegend standardisierten Befragung unter Personen im Alter von 18 bis 50 Jahren in zwei deutschen Städten. In der dritten und letzten Welle wurden u.a. die Partnergeschichte und Arbeitsgeschichte retrospektiv monatsgenau erhoben, inklusive der jeweiligen Wohn- und Arbeitsorte. Zeitdiskrete Ereignisanalysen auf der Basis von rund 27.000 Personenmonaten (1.165 Befragte, 3 Jahre Beobachtungszeitraum) zeigen ein signifikant höheres Trennungsrisiko für Personen mit einem einfachen Arbeitsweg von über einer Stunde im Vergleich zu Personen, die am Ort arbeiten und zu anderen Statusgruppen. Die Ehe, das Zusammenleben in (mindestens) einer gemeinsamen Wohnung sowie Kinder unter 3 Jahren senken das Trennungsrisiko; dies gilt jedoch nicht für ältere Kinder. Eine Reihe weiterer Prädiktoren weisen in die erwartete Richtung. Getrennte Analysen nach den Geschlechtern zeigen, dass das Fernpendeln die Trennungswahrscheinlichkeit für Männer wie Frauen erhöht, dass sich Frauen aber ebenso häufig trennen, wenn ihr Partner keiner Beschäftigung nachgeht. Der Verzicht auf Erwerbstätigkeit durch die Frau hat im Vergleich zu einer Berufstätigkeit am Ort oder in näherem Umkreis keine stabilisierende Wirkung auf die Paarbeziehung.

Panel: Männlichkeit, Weiblichkeit, Paarkonzepte

Cornelia Behnke, Diana Lengersdorf, Michael Meuser

Egalitätsansprüche vs. Selbstverständlichkeiten. Unterschiedliche Rahmungen väterlichen Engagements bei Paaren aus den westlichen und östlichen Bundesländern.

In einem laufenden Forschungsprojekt zum väterlichen Engagement im familialen Binnenraum zeigte sich bereits früh ein signifikanter Unterschied zwischen interviewten Elternpaaren in den östlichen und den westlichen Bundesländern. Im „Westen“ werden partnerschaftliche Egalitätsansprüche betont und eine Informiertheit in Sachen neue Väterlichkeit im Interview thematisiert, die Interviewten im „Osten“ stellen vorhandenes väterliches Engagement hingegen in einem pragmatischen Kontext als eine (in der Tradition der DDR fundierte) Selbstverständlichkeit dar und lassen vor diesem Hintergrund erkennen, dass sie die allgemein formulierte Forschungsfrage nach möglichen Veränderungen in der Ausgestaltung der Vaterrolle für nicht relevant halten. Des Weiteren wird sichtbar, dass „Westväter“ überwiegend eine Negativrolle für „Ostväter“ darstellen. Die im „Westen“ demonstrierte und inszenierte sowie egalitätspolitisch gerahmte neue Väterlichkeit wird abgelehnt und mit den eigenen Traditionen väterlichen Engagements kontrastiert. Während demnach in den westdeutschen Erzählungen „der Osten“ als Referenzrahmen kaum eine Rolle spielt, nehmen die meisten ostdeutschen Paare – i.d.R. negativ, aber bisweilen auch positiv – auf westdeutsche Leitbilder oder Modelle Bezug. In der ostdeutschen Abgrenzungsarbeit von westdeutschen Darstellungspraktiken dokumentiert sich insofern eine kulturelle Hegemonie westdeutscher Leitbilder, als auch eine selbstbewusst vertretene differente Rahmung aktiver Vaterschaft nicht umhin kann, sich in Negation zum im „Westen“ dominierenden Verständnis zu positionieren. Die Dimension der Ungleichheit ist mithin in zweifacher Weise relevant: im Sinne einer unterschiedlichen Bedeutung der Egalitätsnorm für die Rahmung aktiver Vaterschaft und als kulturelle Hegemonie des „Westens“ hinsichtlich der Begrifflichkeit, in der väterliches Engagement verhandelt wird. In unserem Beitrag werden wir anhand empirischen Materials aus biografischen Paarinterviews beiden Dimensionen nachgehen. Ein weiteres zentrales Anliegen unseres Vortrages wird auf den methodologischen Bezugspunkten des biografischen Paarinterviews liegen. Diese Methode stellt eine Mischform aus Gruppendiskussionsverfahren und biografisch-narrativem Einzelinterview dar. In die Diskussion methodologischer Fragen beziehen wir Ergebnisse einer früheren Studie über Doppelkarrierepaare ein.

Johanna Stadlbauer

Frauen mit zu viel Zeit? Narrative Selbstdarstellungen von „nicht-arbeitenden“ expatriate spouses

Gegenstand dieser Überlegungen sind narrative Darstellungen von Frauen, die gemeinsam mit ihrer Familie aufgrund der Karriere ihres Partners regelmäßig ihren Wohnort über nationale Grenzen hinweg wechseln; es handelt sich um Angehörige einer „mobilen Elite“: so genannte „expatriate spouses“. Die folgenden Ausführungen basieren auf der Vermutung, dass die Erfahrung den eigenen Alltag vor dem Hintergrund des Aufenthaltes in unterschiedlichen nationalen Kontexten nacheinander zu gestalten zur Entwicklung spezifischer Strategien führt, die sich auch im Erzählen niederschlagen.

Viele Studien zu Migration und Geschlecht haben festgestellt, dass die so genannte „hochqualifizierte“ Arbeitsmigration ein stark vergeschlechtlichter Prozess ist, der unterschiedliche Erfahrungen für darin eingebundene Männer respektive Frauen hervorbringt (Shinozaki 2009, 70; Morokvasic 2009, 30). Für Männer handelt es sich meist um Karrierebewegungen, für Frauen bedeutet der Umzug in vielen Fällen hingegen eine Orientierung von der produktiven hin zur reproduktiven Sphäre (Hardill 2002; Yeoh/Wills 2005, 211). Auf der Ebene von Paarbeziehungen wirkt sich dies so aus, dass häufig Konstellationen anzufinden sind, in denen Frauen Männer auf deren beruflichen Auslandseinsatz begleiten, wobei ihnen das Weiterverfolgen eigener beruflicher Projekte erschwert ist.

Im Lichte einer Frage nach den sich im Darstellen biographischer Erfahrung abzeichnenden Handlungsorientierungen und Handlungsbedingungen (Dausien 1994; Kasabova/Langreiter 2007) zeigte sich, dass die Perspektiven der interviewten Frauen auf Beruf und Karriere immer in Aushandlung mit den Vorstellungen des Umfeldes davon, was in den konkreten Umständen die

sinnvollste/vernünftigste/zielführendste Art der Beschäftigung ist bzw. wie gewisse Beschäftigungen vom Umfeld (als Arbeit oder Kaffeeklatsch?) bewertet werden, entstehen. In ihren Bemühungen um eine möglichst „sinnvolle“ Lebensgestaltung agieren die Frauen in einem Spannungsfeld: Wirksam werden die von Wirtschaftsstruktur geforderten Weiblichkeiten, die im transnationalen sozialen Feld der „expatriates“ dominanten Diskurse über Frauenbeschäftigungen und -rollen sowie „persönliche“ familiär-biographische Vorstellungen von Frauenbiographien.

Basierend auf narrativen Forschungsgesprächen aus einem laufenden kulturanthropologischen Dissertationsprojekt, welches Schilderungen zur aktuellen Situation der Akteurinnen im Kontext der individuellen Biographie untersucht, wird in diesem Vortrag der Blick auf Strukturen dieses Feldes, die bestimmte Erfahrungen und vergeschlechtliche Identitäten erzeugen, gerichtet und es wird dargestellt, mit welchen narrativen Mitteln die Akteurinnen ihre Situation als „begleitende Partnerin“ beschreiben. Der Vortrag behandelt die Frage, ob und wie die im Zuge eines Auslandsaufenthaltes entstehende „Karrierelosigkeit“ Einfluss auf die Selbstdarstellungen nimmt. Es wird darauf eingegangen, wie die persönlichen Lebensumstände bewertet (umgewertet, auf/abgewertet) werden und wie die Akteurinnen sich selbst und ihre Handlungen im Kontext ihrer Situation erzählerisch positionieren. Das heißt auch: Welche Strategien sie anwenden, sich innerhalb einer globalen Geschlechterordnung zu positionieren. Die Erzählungen werden mit Ansätzen aus einer kritisch-kulturwissenschaftlich orientierten Forschung zu Migration, Transnationalität und Geschlecht kontextualisiert.

Britt Hoffmann

Fertilitätsentscheidungen in der Reproduktionsmedizin (IVF/ ICSI) vor dem Hintergrund der Partnerschaftsmodelle der betroffenen Paare. Eine biographieanalytische Untersuchung.

Hintergrund: Noch bis Ende der 70er Jahre bedeutete die ungewollte Kinderlosigkeit eine schicksalhafte Bedrohung vieler Lebensentwürfe. Seither transformierten technischen Innovationen der Reproduktionsmedizin das bis dahin Schicksalhafte in den Bereich menschlicher Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten. Die Techniken der Reproduktionsmedizin (IVF/ ICSI) zeichnen sich durch zwei Besonderheiten aus: a) Der Krankheitswert der Indikation ‚ungewollte Kinderlosigkeit‘ ist umstritten. So wird man angesichts möglicher alternativer Lebensentwürfe (Leben ohne Kind/ Adaption) zumindest nicht zwingend mit der Verschlechterung des Gesundheitszustands der betroffenen Frau rechnen müssen, wenn die Kinderwunsch-Behandlungen nicht in Anspruch genommen wird. b) In der Reproduktionsmedizin kombinieren sich relativ geringe Erfolgsquoten (ca. 17 % Baby-take-Home Rate nach IVF/ ICSI) mit der Wiederholungsmöglichkeit der Behandlung bei enormen Erfolgswert bei Gelingen. Beide Merkmale stellen die Patientinnen außerordentlich stark vor die Herausforderung, ihren Behandlungsplan ganz wesentlich entlang *eigener* biographischer Orientierungen und Einschätzungen zu

gestalten.

Fragestellung:

Das Forschungsprojekt geht der Frage nach, welche biographischen und sozialen Bedingungen die Art und Weise der Inanspruchnahme der Reproduktionsmedizin (IVF/ ICSI) bestimmen. Im Vortrag soll einem Teilbereich der Fragestellung nachgegangen werden: Wie wirkt das Partnerschaftskonzept auf das Inanspruchnahmeverhalten der betroffenen Frauen?

Methode:

Die empirische Basis bilden 18 autobiographisch-narrative Interviews mit Frauen, welche die reproduktionsmedizinische Behandlung ohne die Geburt eines Kindes endgültig beendet haben. Die Daten werden mit der Biographieanalyse nach Fritz Schütze (1983/ 2007) ausgewertet.

Erste Ergebnisse:

Biographische Entwürfe, die frühzeitig monolinear auf das Mutterwerden ausgerichtet sind und kaum andere eigenständige biographische Themen beinhalten, können zu einer Extremfokussierung auf die reproduktionsmedizinische Behandlung führen. Biographische Entwürfe mit mehreren lebensgeschichtlich zentralen Thematisierungslinien (wie einer sinngebenden beruflichen Entfaltung neben dem Kinderwunsch) lassen die reproduktionsmedizinische Behandlung mit mehr Distanz angehen. Partnerschaftsmodelle, die zentral von der Vorstellung biologischer Reproduktion mit traditionellen geschlechtstypischen Zuständigkeitsregeln getragen werden, können die Gefahr der Fokussierung auf belastende reproduktionsmedizinischen Behandlungen steigern. Partnerschaftsmodelle, die Raum für vielfältigere Ausgestaltungen der Frauenrolle in der Paarbeziehung lassen, können zur Ressource bei der Verarbeitung erfolgloser reproduktionsmedizinischer Behandlungen werden. Anhand von zwei Fallbeispielen soll die Wirksamkeit des Partnerschaftskonzeptes auf das Inanspruchnahmeverhalten dargestellt werden.

Ziele:

Die Kenntnis der biographischen und sozialen Konstellationen, die den Umgang der Betroffenen mit den therapeutischen Angeboten beeinflussen, kann in der Praxis der medizinischen Versorgung die Ausrichtung auf eine rein biowissenschaftlich standardisierte Versorgung flexibilisieren und den Blick für die Individualität des Falles freigeben.

Panel: Arbeit und Partnerschaft

Stefanie König, Marc Langhauser, René Leicht

Familienverantwortung in Doppelkarrieren: Zum Einfluss von selbst- und fremdbestimmter Arbeitsgestaltung

Ungleichheit in Partnerschaften tritt besonders dann auf, wenn sich die Partner auf einen Lebensbereich spezialisieren und mithin auch ihre Ressourcen differieren (Blood, Wolfe, 1960). Aus einer ressourcenorientierten Sicht ist die Geschlechterungleichheit bei der Realisierung beruflicher Karrieren und der Übernahme von Familienverantwortung zu großen Teilen auf die Verfügbarkeit von Zeit und Finanzen sowie auf die sich bietenden Entscheidungsspielräume zurückzuführen. Da der Zugriff auf Ressourcen und die Vereinbarkeitsproblematik unter anderem eine Frage der beruflichen Stellung und Autonomie ist (Fagan, Burchell, 2002), versucht unser Beitrag zu klären, inwieweit die Erwerbsposition und damit auch die Selbst- oder Fremdbestimmung in der Arbeitsgestaltung Einfluss auf die Aufgabenteilung karriereorientierter Paare nimmt.

Der "relative resources and bargaining theory" (Lundberg, Pollak, 1996) zufolge versuchen beide Partner einen individuellen, maximalen Nutzen auszuhandeln. Mit wachsender Erwerbsbeteiligung und höherem Bildungsniveau von Frauen steigt auch deren Verhandlungsbasis in einer Partnerschaft, was dazu führen könnte, dass auch Männer vermehrt die Haus- und Familienarbeit übernehmen. Allerdings kommt es auch bei Paaren mit beidseitig hoher Karriereorientierung nicht selten zu einer Re-Traditionalisierung der Aufgabenteilung, insbesondere wenn aus Partnern Eltern werden (Bathmann et al., 2011). Traditionelle paarinterne Rollenverteilungen werden häufig durch externe Faktoren, zum Beispiel durch die Erwartungshaltungen in der Arbeitswelt bzw. der Arbeitgeber und mithin durch Fremdbestimmung erklärt. Männer stoßen vermeintlich auf eine geringere Akzeptanz, wenn sie ihre Erwerbsarbeitszeit zugunsten von Familienarbeit oder Elternzeit reduzieren (BMAS, 2009). Die Frage ist allerdings, welche Aufgabenteilung Paare aushandeln, wenn der jeweilige Entscheidungsspielraum durch ein hohes Maß an Selbstbestimmung in der Arbeitsgestaltung vergrößert wird.

Bislang liegen nur wenige quantitativ ausgerichtete empirische Befunde zur Bestimmung der Determinanten von familiengerechten Doppelkarrieren vor. Vor allem jedoch konzentrieren sie sich fast ausschließlich auf die Bedingungen in einer abhängigen Beschäftigung. Vor diesem Hintergrund werden in unserem vom BMBF geförderten Projekt „Durch Selbständigkeit zur Doppelkarriere“ rund eintausend karriereorientierte Frauen und Männer in verschiedenen Erwerbskonstellationen mit unterschiedlicher Arbeitsgestaltung nach ihren paarinternen Arrangements zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf befragt. Ausgangshypothese ist, dass eine selbständige im Vergleich zu einer abhängigen Beschäftigung mehr Autonomie und Flexibilität zur Entwicklung von Doppelkarrieren und einer egalitäreren Aufgabenverteilung erlaubt. Die Datenbasis wird derzeit auf eine belastbare Fallzahlengröße erweitert, weshalb das Abstract noch keine tragfähigen Ergebnisse vorweisen kann.

Katrin Auspurg, Eva Amorelli, Thomas Hinz

Paradoxe Folgen der Doppelkarriereförderung – oder wie Verhandlungsprozesse und Geschlechterungleichheiten ineinandergreifen

Um ein ausgewogeneres Geschlechterverhältnis in der Wissenschaft zu fördern, werden an deutschen Universitäten zunehmend Dual-Career-Beratungsstellen etabliert. Diese haben zur Aufgabe, neu zu rekrutierende WissenschaftlerInnen und deren PartnerInnen zu unterstützen. Das von ihnen angebotene Spektrum erstreckt sich von Umzugsunterstützung und Karriereberatung bis hin zu Stellenangeboten für die mitziehenden PartnerInnen. Die mit einem Umzug verbundenen Kosten sollen für das Paar reduziert werden, um insbesondere die Aufrechterhaltung weiblicher Karrieren zu fördern.

Das vorliegende Forschungsprojekt zeigt, dass die gewünschte Wirkung dieser Maßnahmen weitaus voraussetzungsreicher ist als bisher angenommen. Eine theoretische Analyse gestützt auf Verhandlungs- und Geschlechterrollentheorien ergibt, dass ein Großteil der etablierten Maßnahmen paradoxerweise das Gegenteil der gewünschten Wirkung befördern dürfte: die Verfolgung nur mehr einer, und dann in aller Regel der männlichen Karriere. Dual-Career-Maßnahmen können ihre Ziele erst dann erreichen, wenn sie langfristig gute Erwerbsoptionen für beide Partner bieten.

Diese theoretischen Vorhersagen werden an einem bislang einmaligen experimentellen Datensatz überprüft. 160 Paare, in denen mindestens einer der beiden Partner eine wissenschaftliche Karriere verfolgt, wurden mit einem Faktoriellen Survey-Design interviewt (jeweils getrennte Interviews mit beiden Partnern). Die Befragten beurteilten hypothetische Stellenangebote im Hinblick auf ihre Attraktivität und Annahmewahrscheinlichkeit. In den Angeboten wurden Parameter wie die Beschäftigungsaussichten für die PartnerInnen am neuen Arbeitsort variiert. Dies ermöglicht eine sehr direktere Prüfung der angenommenen theoretischen Mechanismen. Insgesamt wurden mehr als 3.300 fiktive Umzugs- und Karriereentscheidungen erhoben. Im Ergebnis zeigt sich, dass Verhandlungsprozesse und geschlechtsspezifische Ungleichheiten wie erwartet ineinander greifen. DCC-Maßnahmen erhöhen zwar grundsätzlich die Wahrscheinlichkeit eines gemeinsamen Umzugs und damit die Realisierungschance gemeinsamer Optionen. Sie verschieben jedoch oftmals zugleich das Macht- und Karrieregleichgewicht zugunsten des männlichen Partners. Das Forschungsprojekt bietet damit Einblicke in generelle Prozesse der Karriereabstimmung, ohne deren Kenntnis eine ungewollte Verstärkung von Geschlechterungleichheiten in (akademischen) Arbeitsmärkten droht.

Kai Dröge

Liebe und Sozialstruktur. Zur Aktualisierung einer grundlegenden Paradoxie der Moderne im Internet

Das Verhältnis von Liebe und Sozialstruktur ist in der modernen Gesellschaft von Anfang an in hohem Maße zwiespältig: Einerseits hat die Liebe viele der sozialen und ökonomischen Restriktionen abgestreift, die noch in der ständischen Gesellschaft die Paarbildung in enge soziale Grenzen eingehegt hatten. Das moderne romantische Liebesideal versprach nicht weniger als eine tiefgreifende soziale Revolution des Beziehungslebens: Die Schleifung aller Standesgrenzen und die komplette Umstellung der Letztbegründung der Liebe auf die wechselseitige emotionale Verbundenheit der Beteiligten selbst. Zwar war dieses Versprechen zunächst in das Korsett der bürgerlichen Ehe eingespannt. Aber auch diese Begrenzung ist in den letzten Jahrzehnten weitgehend weggefallen und die Autonomie der „reinen Beziehung“ (Giddens) hat sich deutlich ausgeweitet.

Andererseits bilden Liebe und Paarbeziehung auch heute noch zentrale Orte der Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheiten. Zwar gibt es kaum formale Grenzen, die Liebesbeziehungen zwischen

Klassen, Schichten, Milieus oder Ethnien einschränken würden. Trotzdem bleiben homogame Formen der Paarbildung dominant. Das sozialrevolutionäre Versprechen des romantischen Liebesideals hat sich bisher nicht erfüllt – im Gegenteil: Es scheint, als habe die Ausweitung der Wahlmöglichkeiten eher zu einer weiteren Ausdifferenzierung der Grenzziehungen entlang der „feinen Unterschiede“ (Bourdieu) zwischen Milieus und Lebensstilen geführt als zu einem Abbau der sozialen Barrieren in der Paarbildung. Man könnte hier von einer Paradoxie des modernen Liebesideals sprechen, das eine Befreiung von sozialen Restriktionen in der Partnerwahl verspricht, damit aber zugleich eine soziale Organisation des Begehrens fördert, die umso feingliedriger segmentiert und stratifiziert ist.

Ein aktueller gesellschaftlicher Ort, an dem diese Paradoxie in einer spannungsreichen und in sich widersprüchlichen Praxis ausgetragen wird, ist das Internet. Der Vortrag wird diese Spannungen anhand eigener empirischer Forschungen über Online Dating genauer untersuchen. Diese neue Form der Partnersuche verspricht eine Radikalisierung des romantischen Prinzips der freien Partnerwahl durch eine extreme Ausweitung der Auswahl, die Aufhebung raum-zeitlicher Restriktionen, einfache Kontaktmöglichkeiten sowie eine verminderte soziale Kontrolle der Beziehungsanbahnung durch Freunde, Eltern, etc. Es scheint also, als ob das sozialrevolutionäre Potential des modernen Liebesideals hier einen neuen Verwirklichungsraum finden könnte. Gleichzeitig aber propagiert Online Dating ebenso die Idee einer exakten ‚Passung‘ der zukünftigen Partner/innen hinsichtlich des sozioökonomischen Status, der Lebensstile und Wertorientierungen. Umfassende Informationen über potentielle Kandidatinnen und Kandidaten, detaillierte Such- und Filtermöglichkeiten sowie elaborierte Matchingalgorithmen sollen diese Passung gewährleisten – was nichts anderes heißt als homogame Partnerschaften in bisher ungekanntem Ausmaß möglich zu machen.

Andreas Schmitz

Gibt es „erotisches Kapital“? Bourdieus Habitus-Feld-Theorie und die Analyse entstehender Paarbeziehungen

Pierre Bourdieus Arbeiten finden seit einiger Zeit große Beachtung in einem weiten Spektrum der Erforschung sozialer Ungleichheiten. Die Bedeutung von Ungleichheit zwischen und innerhalb von Paaren wurde innerhalb Bourdieus Arbeiten und Untersuchungen in Anschluss an diese jedoch weitgehend vernachlässigt. Dies überrascht, konnte doch die Entstehung von Paarbeziehungen in ihrer Auswirkung auf die Reproduktion sozialer Ungleichheiten vielfach empirisch aufgezeigt werden. Bourdieu erklärte das wechselseitige Verständnis zweier Akteure und die Herausbildung einer Partnerschaft über (lebensstilbezogene) Ähnlichkeitsdispositionen und geschmacksbasierte Klassifikationsakte. Aufgrund dieser generellen Ähnlichkeitsaxiomatik benötigte Bourdieu keine systematische Auseinandersetzung mit Interaktionen und ihren geschlechtsspezifischen Ausformungen. Ein aktueller Vorschlag, der dieses konzeptionelle Defizit aufzugreifen versucht, besteht in der Annahme eines „übersehenen“ Kapitals, dass neben ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapital eine neue Strukturdimension der menschlichen Gesellschaft darstelle. Die auf vielfältige Merkmale beruhende Anziehungskraft eines Akteurs auf potenzielle Partner wird von diesen Autoren als „erotisches Kapital“ konzeptualisiert (Martin & George 2006, Green 2008, Hakim 2010). Die Idee des „erotischen Kapitals“ wird in diesem Vortrag dargestellt und ihr analytischer Nutzen kritisch reflektiert. Kontrastierend dazu wird eine Weiterentwicklung der Habitus-Feld-Theorie vorgeschlagen, die sich auf Überlegungen der Partnermarktforschung stützt, ohne die zentralen theoretischen und methodologischen Implikationen des Bourdieuschen Forschungsprogramms zu verletzen. Eine systematische Integration des Interaktionskonzeptes und sich daraus erschließende Möglichkeiten der Analyse von partnermarktbasierter Tauschrelationen wird vorgestellt. Der Vortrag schließt mit einer Diskussion der Notwendigkeit dyadischer Datenstrukturen und Analyseverfahren für eine Betrachtung von Partnermärkten aus der Perspektive der Habitus-Feld-Theorie.

Panel: Arbeitsmarkt und Familienpolitik

Lisa Haller

Die Wirkung der Anreizmechanismen der neuen Familienpolitik auf das Reproduktionshandeln junger Eltern entlang der Einkommenshierarchie

Familienpolitik nimmt in entwickelten kapitalistischen Staaten auf zentrale Weise Einfluss auf das Leben

von Eltern und ihrer partnerschaftlichen Lebensgestaltung. Dabei agiert Familienpolitik in einem Spannungsfeld zwischen der Hilfe zur sozialen Sicherung der Existenz von Familien einerseits und der Steuerung und Kontrolle des alltäglichen Handelns andererseits. Umgesetzt werden die familienpolitischen Maßnahmen mittels eines komplexen Systems von Anreizen und Sanktionen, die von den Eltern auf eigensinnige Weise angeeignet werden. Von besonderem Interesse sind diese Aneignungsstrategien vor dem Hintergrund der jüngsten familienpolitischen Reformen, die durch eine Begrenzung, Herabsetzung oder Versagung von Einkommensübertragungen auf die Integration aller Erwerbsfähigen in den Arbeitsmarkt abzielen. Deren Folge ist, dass Zeit für die Regeneration und Reproduktion ein stetig knapper werdendes Gut wird, insbesondere für Eltern kleiner Kinder. Daher muss innerhalb der Familien im Zuge der Neuausrichtung des familienpolitischen Anreizsystems vom male-breadwinner zum adult-working-model die familiäre Reproduktion neu ausgehandelt werden. Der Vortrag nimmt die Spur dieser eigensinnigen Aneignungsweise auf und verfolgt anhand ausgewählter familienpolitische Maßnahmen die Frage, in welcher Weise diese Maßnahmen die paarinterne Aushandlung junger Eltern um reproduktive Tätigkeiten beeinflussen. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf den Einkommensverhältnissen der jungen Eltern. Der Vortrag nähert sich den möglichen Anreizmechanismen durch Hypothesen, die mit Hilfe einer Gesetzesanalyse generiert wurden. Diese weisen darauf hin, dass sich erstens die Anreizmechanismen der klassischen Familienpolitik infolge der in Deutschland starken Ausrichtung auf Lohnersatz- und Einkommensteuerrückzahlungen auf einkommensstarke Eltern beschränken. Anreize für die Reproduktionsverteilung finden sich in einkommensschwachen Familien, so die zweite These, eher im Bereich der Bewilligung bzw. der Versagung von Sozialleistungen durch die Jobcenter als in der direkten Familienpolitik. Durch die Ausdehnung des Subsidiaritätsprinzips bei der Vergabe von Sozialleistungen sowie durch die Verschärfung der Zumutbarkeit von Arbeitsangeboten werden widersprüchliche Anreize für das Reproduktionshandeln in einkommensschwachen Familien gesetzt. Die mit dem wohlfahrtsstaatlichen Umbau einhergehende Verschiebung in der Gewichtung von Existenzsicherung und Lohnarbeit bewirkt, so die dritte These, eine Wandlung der Geschlechterrollen in der Arbeitsteilung von Familien. Erste Ergebnisse der hypothesenzentrierten Auswertung der themenzentrierten Paarinterviews verdeutlichen, dass sich im Rahmen der Paarbeziehung in Elternschaft eigensinnigere Reproduktionsstrategien durchsetzen, als die Hypothesen erwarten lassen. Dass die Anreizmechanismen der neuen Familienpolitik auf das reproduktive Handeln von jungen Vätern und Müttern sich dennoch entlang der Einkommenshierarchie klassifizieren lässt, wird mit Hilfe der Paarinterviews im Rahmen des Vortrages ausgeführt werden.

Corina Kleinert, Marita Jacob

Gegenseitige Unterstützung und Spezialisierung: Die Rolle von Ressourcen des Partners bei Wegen aus der Arbeitslosigkeit

Empirische Arbeiten zu sozialer Ungleichheit und Familie haben gezeigt, dass Partner einen wichtigen sozialen Kontext für Arbeitsmarktentscheidungen von Individuen und deren soziale Folgen darstellen. Arbeitslosigkeit ist in diesem Zusammenhang ein besonders interessantes Forschungsthema, weil sowohl der Einkommensverlust eines Partners als auch ein schneller Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt Auswirkungen auf die ganze Familie haben.

Vor diesem Hintergrund analysieren wir in unserem Papier erstens, wie sich Alleinlebende und Personen in Partnerschaften hinsichtlich ihrer Arbeitslosigkeitsdauer unterscheiden, und zweitens, wie Paare mit Arbeitslosigkeit umgehen, d.h. welche Effekte die Ressourcen eines Partners darauf haben, ob und wie schnell dem arbeitslosen anderen Partner eine Re-Integration in den Arbeitsmarkt gelingt. Dabei unterscheiden wir verschiedene Ressourcen und Abhängigkeiten: Bildung und Arbeitsmarktkapital, finanzielle Ressourcen und die Einkommensverteilung des Paares. Begründet auf Überlegungen der Suchtheorie, auf familienökonomische Ansätze und Geschlechtertheorien nehmen wir an, dass die Arbeitsmarktresourcen des Partners bei Frauen und Männern die Wiedereinstiegsrate in Arbeit positiv beeinflussen. Umgekehrt gehen wir vor den Hintergrund der Bedeutung von ‚Doing Gender‘ und wohlfahrtstaatlichen Anreizen in Deutschland von negativen Effekten des absoluten und relativen Einkommens des Partners aus, dies allerdings nur für Frauen.

Empirisch testen wir unseren Hypothesen mit Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) mithilfe von Ereignisanalysemodellen für diskrete Zeit. Unsere Ergebnisse zeigen, dass Frauen und Männer von einer Partnerschaft profitieren, eine Heirat jedoch nur die Wiedereinstiegschancen in Arbeit für Männer erhöht. Die Arbeitsmarktresourcen des Partners haben positive, aber oft nicht signifikante Effekte auf Re-

Integrationschancen, und arbeitslose Männer scheinen stärker davon zu profitieren als Frauen. Männer und Frauen haben umso niedrigere Übergangsraten in Arbeit, je weniger sie bereits vor ihrer Arbeitslosigkeit zum gemeinsamen Einkommen des Paares beigetragen haben. Diese Dynamik gilt zwar für beide Geschlechter, aber de facto sind weitaus mehr arbeitslose Frauen als Männer von dieser Situation betroffen. Insgesamt trägt Arbeitslosigkeit somit dazu bei, die Muster sozialer Ungleichheit zwischen und innerhalb von Paaren zu verfestigen.

Karen Schierhorn

Hartz IV und Geschlecht. Der Einfluss der Hartz- Arbeitsmarktreform auf das Geschlechterverhältnis von gering qualifizierten langzeitarbeitslosen Paaren

Die mit den Hartz-Arbeitsmarktreformen eingeführte Bedarfsgemeinschaft für zusammenlebende Paare führte zu einer „Re-Familialisierung sozialer Risiken und einer Stärkung des traditionellen Ernährermodells“ (Betzelt/Schmidt 2010). Diese Analyse bezieht sich vor allem auf ehemalige Bezieherinnen von Arbeitslosenhilfe. Da sie häufig in Paarbeziehungen leben, in denen der männliche Partner erwerbstätig ist, gehören sie zu den „Nichtanspruchsberechtigten“, die keinen Leistungsanspruch mehr geltend machen können. Als Gewinner der Reformen zählen hingegen oftmals ehemalige Sozialhilfebezieherinnen, da sie nun aktive Leistungen bekommen können. Dabei findet diese spezifische Gruppe der ehemaligen Sozialhilfebezieherinnen bislang wenig wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Sie soll nun im Zentrum meines Vortrages stehen. Ich gehe der Frage nach, wie sich das Geschlechterverhältnis langzeiterwerbsloser Paare unter dem Einfluss von Erwerbslosigkeit gestaltet. Weiter möchte ich herausarbeiten, welche Auswirkungen die Hartz- Arbeitsmarktreformen auf das von knappen Ressourcen (sozial, kulturell und ökonomisch) geprägte Leben der Familie haben. Meine These ist, dass die ehemaligen Sozialhilfebezieherinnen kaum als Gewinnerinnen der Reformen gelten können, vielmehr ersetzen die sozialstaatlichen Institutionen in den deprivilierten Familien den Familienernährer.

Mein Vortrag verortet sich an der Schnittstelle von Prekarisierung- und Geschlechterforschung. Die empirische Basis dafür bilden 21 leitfadengestützte qualitative Interviews mit langzeiterwerbslosen gering qualifizierten Frauen, die ich im Rahmen meiner Dissertation geführt habe. Mein theoretischer Zugang ist die Habitusanalyse Pierre Bourdieus, da ich mit seiner Theorie davon ausgehe, dass die Verfügung über ökonomische, soziale und kulturelle Ressourcen entscheidende Auswirkungen auf die Verarbeitungsformen von Erwerbslosigkeit hat. Die Auswertung der Interviews erfolgt mittels der dokumentarischen Methode.

Panel: „Neue“ Väter und „Tradierte“ Mütter?

Heike Trappe

Väter mit Elterngeldbezug: Zur Relevanz sozialstruktureller und ökonomischer Charakteristika im Partnerschaftskontext

Mit der seit dem Jahr 2007 in Deutschland geltenden Neuregelung von Elterngeld und Elternzeit sollte nicht nur eine rhetorische Wende eingeleitet werden, sondern neben anderen Zielen stand auch eine stärkere Einbeziehung von Vätern in die Betreuung ihrer kleinen Kinder auf der politischen Agenda. Die Elterngeldstatistik weist aus, dass es innerhalb von nur vier Jahren zu einer bemerkenswerten Steigerung des Anteils der Väter mit Elterngeldbezug auf über 20 Prozent im Jahr 2010 kam. Veränderungen bei der Dauer der Inanspruchnahme gab es hingegen kaum. Nach wie vor bezogen drei von vier Vätern Elterngeld für maximal zwei Monate, während Mütter in neun von zehn Fällen eine zwölfmonatige Bezugsdauer aufwiesen. Diese im Aggregat beobachtbaren Entwicklungen suggerieren relative Stabilität bezüglich der Bezugsdauer des Elterngeldes, täuschen über beachtliche regionale Unterschiede hinweg und geben keinerlei Aufschluss über Unterschiede zwischen Paaren mit unterschiedlichen sozialen und ökonomischen Merkmalen.

Der partnerschaftliche Kontext steht im Zentrum des vorliegenden Beitrags. Gefragt wird zum einen nach den Bestimmungsgründen des Elterngeldbezugs durch Väter: Welche Gruppen von Vätern stellen überhaupt einen Partnerantrag? Dazu wird der Datensatz „Junge Familien 2008“ des RWI Essen, der auf einer bundesweiten Befragung basiert, genutzt. In einem zweiten Schritt wird bezogen auf zwei

ausgewählte Bundesländer, Mecklenburg- Vorpommern (MV) und Schleswig-Holstein (SH), der Frage nachgegangen, wodurch sich die Väter voneinander unterscheiden, welche für genau zwei Monate oder einen längeren Zeitraum Elterngeld beanspruchen. Hierfür werden von den Elterngeldstellen erhobene Daten für die Jahre 2007 bis 2009 verwendet. Sie beziehen sich auf alle Kinder, die in diesem Zeitraum in den beiden Bundesländern geboren wurden und für die ein Antrag auf Elterngeld gestellt wurde und verfügen über den Vorteil sehr genauer Einkommensangaben.

Wer sind also die sogenannten neuen Väter und wer ist die „Avantgarde“ unter ihnen und unterbricht bzw. reduziert die Erwerbstätigkeit für einen längeren Zeitraum als es der ungeschriebenen Norm entspricht? Zur Beantwortung dieser Fragen wird sowohl auf ökonomische Theorien zur innerfamiliären Arbeitsteilung als auch auf die These des Wertewandels rekurriert. Aus der Wertewandelthese ableitbare Erwartungen stehen partiell im Gegensatz zur ökonomisch motivierten Hypothese, dass Väter mit guter und verglichen mit der Partnerin besserer Ressourcenausstattung ihre Erwerbstätigkeit aufgrund der hohen Opportunitätskosten eher nicht für die Kinderbetreuung unterbrechen. Die Ergebnisse der empirischen Analysen zeigen, dass ökonomischen Faktoren eine größere Erklärungskraft für den Elterngeldbezug durch Väter zukommt als wertbezogenen Aspekten. Neben einigen interessanten Unterschieden der Relevanz des Partnerschaftskontexts in MV und SH ergibt sich insgesamt der Eindruck, dass Männer mit geringen ökonomischen Ressourcen (z.B. Nichterwerbstätigkeit vor der Geburt) am ehesten dazu tendieren, für einen längeren Zeitraum Elterngeld zu beziehen.

Johanna Possinger

Zwischen Cash und Care – Vereinbarkeitsdilemmata von involvierten Vätern

Seit der Einführung des Elterngeldes 2007 schenken sowohl die Politik als auch die Familiensoziologie der Vereinbarkeit von involvierter Vaterschaft und Beruf größere Aufmerksamkeit. Immer wieder ist dabei die Rede von den „neuen“ Vätern, die sich aktiv bei der Sorgearbeit für ihre Kinder engagieren, indem sie Elternzeit in Anspruch nehmen. Tatsächlich zeigen zahlreiche Studien der letzten Jahre, dass sich das Leitbild von „guter“ Vaterschaft auf der Einstellungsebene von Männern modernisiert hat, indem es viele Väter von sich erwarten, für ihre Kinder nicht nur die materielle Existenzsicherung, sondern auch emotionale, kognitive und physische Sorgearbeit zu leisten. Gleichwohl ist in den meisten Familien nach der Geburt eines Kindes eine dauerhafte Traditionalisierung der Arbeitsteilung erkennbar, so dass sich Vaterschaft heute durch starke Ambivalenzen zwischen dem modernen Wunsch nach engagierter Vaterschaft einerseits und der traditionell geprägten Alltagspraxis andererseits auszeichnet.

Im Rahmen meiner laufenden Dissertation am Lehrstuhl für Mikrosoziologie der Humboldt Universität zu Berlin (Prof. Hans Bertram) untersuche ich das Spannungsverhältnis von involvierter Vaterschaft und Erwerbstätigkeit im Alltag von Vätern. Dabei wird unter anderem den Fragen nachgegangen, was es mit der „neuen“ Vaterschaft im Rahmen der Elternzeit auf sich hat, inwiefern Väter jenseits bzw. nach Ablauf der Elternzeitphase direkte Sorgearbeit für ihre Kinder leisten, welche betrieblichen Hindernisse sich ihnen dabei in den Weg stellen können und welche Bewältigungsstrategien Väter entwickeln, um neben der Erwerbsarbeit direkte Sorgearbeiten zu leisten.

Um diese Fragen zu beantworten, wurden 24 leitfadengestützte Interviews mit Vätern geführt, die alle bei einem europaweit agierenden Strom- und Energiekonzern angestellt sind. Die Hälfte der befragten Väter hat in den letzten Jahren die Elternzeit für sich in Anspruch genommen. Gleichzeitig wurde eine Kontrastgruppe bestehend aus Männern befragt, die keine Elternzeit genutzt hatten. Der untersuchte Konzern zeichnet sich durch seine familienfreundlichen Maßnahmen aus, für die er vom „Audit Beruf und Familie“ der Hertie-Stiftung ausgezeichnet wurde. Bei den Interviews stellte sich allerdings heraus, dass diese Maßnahmen nur von wenigen Vätern aus Angst vor beruflichen Nachteilen genutzt werden.

Aufgrund einer ausgeprägten Anwesenheits- und Verfügbarkeitskultur schrecken viele Väter davor zurück, ihren Wunsch nach mehr Zeit mit der Familie zu realisieren. Diese Wirkung macht auch vor den untersuchten Elternzeit-Vätern nicht halt, von denen die meisten, so ein Ergebnis der Studie, nach Ablauf ihrer sorgebedingten Auszeit in ein Muster traditioneller Arbeitsteilung zurückverfallen. Für einen kleinen Teil der Väter erweist sich die Elternzeit hingegen dennoch als Türöffner zu einer langfristig egalitären bzw. involvierten Vaterschaft.

Susanne Götz, Kathi Ruppe, Franziska Schreyer

Beruflicher Wiedereinstieg nach einer Familienpause – Alleine Sache der Frauen?

Die Erwerbsverläufe von Frauen sind gebrochener als die von Männern, denn meist sind sie es, die ihre

Erwerbstätigkeit aufgeben oder stark reduzieren, um die Familienarbeit (Kindererziehung und/oder die Pflege von Angehörigen) zu übernehmen. Auch vor dem Hintergrund künftigen Fachkräftemangels sollen potenzielle Wiedereinsteigerinnen für den Arbeitsmarkt verstärkt „aktiviert“ bzw. ihr Arbeitsvolumen erhöht werden; im Fokus stehen dabei die qualifizierten Frauen. Der Wiedereinstieg nach einer Familienpause, so vorliegende Forschungsergebnisse, ist aber ein schwieriger Prozess, der nicht immer gelingt. Unsere Mixed-Methods-Studie beleuchtet den Wiedereinstiegsprozess von Frauen nach einer längeren Familienpause. Hierzu werden Teilnehmerinnen am ESF-Modellprogramm „Perspektive Wiedereinstieg“ des BMFSFJ telefonisch befragt und mit 30 daraus ausgewählten Frauen persönliche biografisch-narrative Interviews geführt. Die meisten der Befragten sind verheiratet, haben zwei Kinder und ihre Erwerbstätigkeit über Jahre hinweg unterbrochen. So waren mehr als 40 Prozent der befragten Frauen 10 Jahre und länger nicht erwerbstätig. Oft hat sich seit Jahren eine traditionelle Arbeitsteilung in der Familie verfestigt. Im Vortrag sollen folgende Fragen beleuchtet werden: Welche Rolle kommt dem Partner beim Wiedereinstieg seiner Frau zu? Übernimmt er nun in größerem Ausmaß Reproduktionsarbeiten? Was passiert, wenn die alltäglich gelebte und gewohnte Arbeitsteilung aufgebrochen wird? In den biografisch-narrativen Interviews werden unterschiedliche Strategien im Umgang mit dem geplanten Wiedereinstieg in der Partnerschaft sichtbar. Auffällig ist, dass die Partner der Frauen bei der Lösung der Vereinbarkeitsproblematik von Beruf und Familie meist außen vor bleiben. Es gibt kaum innerpartnerschaftliche Aushandlungsprozesse darüber. Stattdessen bleibt es nahezu selbstverständlich allein Aufgabe der Frauen, diese Herausforderung eigenverantwortlich zu meistern. Auch von den interviewten Frauen selbst wird dies selten kritisch hinterfragt. Das arbeitsmarktorientierte Aktivierungsparadigma scheint bei diesen Wiedereinsteigerinnen Ungleichheiten in der familialen Arbeitsteilung kaum aufzubrechen – so ein Ergebnis unseres laufenden Forschungsprojektes.